

Marcel Dirsus  
Wie Diktatoren stürzen

Schriftenreihe Band 11342

Marcel Dirsus

# Wie Diktatoren stürzen

und wie Demokraten siegen können

Aus dem Englischen von  
Sylvia Bieker und Henriette Zeltner-Shane

Marcel Dirsus, geboren 1990, ist Politikwissenschaftler. Er studierte in Hangzhou, Odessa, Paris, Oxford und ist heute Non-Resident Fellow am Institut für Sicherheitspolitik der Universität Kiel. Er berät Regierungen, Stiftungen und internationale Organisationen wie die NATO oder die OECD und schreibt unter anderem für die *Washington Post* und *The Guardian*.



Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden sich weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Die Originalausgabe erschien 2024 in Großbritannien unter dem Titel *How Tyrants Fall* bei John Murray (Publishers).

Bonn 2026

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung  
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn, [info@bpb.de](mailto:info@bpb.de)

© Marcel Dirsus 2024

© 2025, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © Omar Haj Kadour / AFP

Zerstörtes Denkmal von Hafez al-Assad nahe Damaskus,  
28. Dezember 2024

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7425-1342-7

[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

# Inhalt

|                                           |         |
|-------------------------------------------|---------|
| Einleitung: Die Golden Gun                | 9       |
| 1. Die Tretmühle des Diktators            | 31      |
| 2. Der Feind im eigenen Haus              | 62      |
| 3. Das Militär schwächen                  | 95      |
| 4. Rebellen, Waffen und Geld              | 131     |
| 5. Feinde im In- und Ausland              | 160     |
| 6. Wer schießt, verliert                  | 187     |
| 7. Keine andere Option                    | 219     |
| 8. Vorsicht vor dem, was man sich wünscht | 247     |
| 9. Wie man Diktatoren stürzt              | 277     |
| <br>Dank                                  | <br>313 |
| Anmerkungen                               | 315     |
| Personenregister                          | 357     |

## Einleitung: Die Golden Gun

Ich leugne nicht, einsam zu sein. Zutiefst einsam. Ein König, der niemandem Rechenschaft ablegen muss, was er sagt und tut, ist zwangsläufig sehr allein.<sup>1</sup>

Mohammad Reza Pahlavi, Schah von Persien

Die mächtigsten Diktatoren der Welt sind dazu verdammt, ein Leben in Angst zu führen. Mit einem Fingerschnippen lassen sie Feinde verschwinden. Sie selbst, ihre Familien und Gefolgsleute mögen von ihren luxuriösen Palästen aus ganze Länder beherrschen, aber dennoch sind sie jede wache Stunde von der Angst geplagt, alles zu verlieren. Ganz gleich, wie mächtig sie sind, kein Befehl und kein Geld der Welt kann dafür sorgen, dass die Angst verschwindet. Nur eine falsche Entscheidung und sie werden gestürzt. Und wenn Diktatoren fallen, landen sie häufig im Exil, in einer Gefängniszelle oder gleich unter der Erde.

An einem kalten Wintertag Ende 2007 gab die patrouillierende Amazonen-Garde in grüner Tarnkleidung das Zeichen, alles sei unter Kontrolle. Einen Augenblick später trat Oberst Muammar al-Gaddafi aus dem Hôtel de Marigny im Zentrum von Paris. Nachdem er die Treppe hinuntergegangen war, schritt er über einen roten Teppich auf dem makellosen Rasen vor dem Gebäude. Am Ende des Teppichs stand ein riesiges Zelt. Das Hôtel de

Marigny, von der französischen Regierung als Gästehaus für Staatsgäste genutzt, war es gewohnt, den Marotten mächtiger Herrscher zu entsprechen. Aber noch nie zuvor war ein Beduinenzelt im Garten errichtet worden, damit ein Diktator, der sich zu Besuch befand, seine Gäste nach »Wüstentradiation« empfangen konnte.<sup>2</sup>

Dieses Zelt war innen mit Bildern von Kamelen und Palmen dekoriert. In schweren Ledersesseln konnten aufmerksame Besucher Platz nehmen und zuhören. Abends wurden Gäste mit einem großen offenen Feuer begrüßt.

Zusätzlich zu dem Zelt, das ihm als Arbeitsplatz diente, machte Gaddafi Paris zu seiner persönlichen Spielwiese. Ursprünglich nur drei Tage nach Frankreich eingeladen, beschloss er, fünf zu bleiben. Er war mit seiner berüchtigten, ausschließlich aus Frauen bestehenden Leibgarde und einer derart großen Entourage in Paris eingetroffen, dass es hundert Fahrzeuge bedurfte, die in langen Kolonnen durch die Stadt fuhren. Präsident Nicolas Sarkozy empfing ihn mit militärischen Ehren. Als Gaddafi beschloss, Schloss Versailles zu besichtigen, weil Ludwig XIV. ihn faszinierte, brachte er eine »Delegation« von hundert Personen mit. Er wurde in einer überlangen weißen Limousine, die überall Staus verursachte, von seinem Zelt abgeholt. Als er mit einem Boot auf der Seine fahren wollte, mussten sämtliche Brücken entlang des Flusses für die Öffentlichkeit gesperrt werden.<sup>3</sup> Gaddafi ging sogar auf Fasanenjagd, ein höchst ungewöhnlicher Programmpunkt für ein besuchendes Staatsoberhaupt im 21. Jahrhundert.<sup>4</sup> Für Gaddafi jedoch Normalität. Seine selbstherrliche Haltung gegenüber dem Rest der Welt veranschaulicht auch seine Reaktion auf einen Vorfall im Jahr 2008, als sein

Sohn in Genf verhaftet wurde, weil er zwei Angestellte in einem Luxushotel attackiert hatte. Im darauffolgenden Jahr forderte der Diktator Italien, Deutschland und Frankreich auf, die Schweiz »aufzulösen«.<sup>5</sup> Als das nicht geschah, rief Gaddafi die Muslime in aller Welt zum Heiligen Krieg gegen das Land auf. Und bei der UNO-Vollversammlung, wo Staatsoberhäupter gewöhnlich fünfzehn Minuten Redezeit haben, sprach Gaddafi ganze dreiundneunzig Minuten. Während seines Vortrags bezeichnete er den Sicherheitsrat als »Terrorrat«, warb für seine Website, beklagte sich über seinen Jetlag und sprach über die Ermordung von John F. Kennedy.<sup>6</sup>

Von aller Exzentrικ abgesehen: Gaddafi, der in Libyen seit den späten 1960er-Jahren herrschte, war ein blutrünstiger Diktator.

Wollte er weiterleben, musste er an der Macht bleiben. Und um an der Macht zu bleiben, verließ er sich darauf, allen, die er regierte, Angst einzujagen. In den Straßen von Tripolis drohte dem Volk, sollte es sich je gegen das Regime aussprechen, unmittelbar die Inhaftierung oder sogar der Tod. An einem einzigen Tag im Sommer 1996 massakrierten Gaddafis Sicherheitskräfte in einem der Foltergefängnisse des Regimes mehr als zwölfhundert Menschen.<sup>7</sup> Selbst regimefeindliche Gedanken galten als gefährlich. Ein Libyer drückte es so aus: »Wir wagten es nicht nur nicht, irgendeine Kritik zu äußern, wir wagten es nicht einmal, irgendetwas Kritisches zu *denken*.«<sup>8</sup>

Doch selbst auf dem Höhepunkt seiner Macht – als viele seiner Feinde unter der Erde oder in Gefängnissen verrotten – sah sich Gaddafi von allen Seiten bedroht. Die Mauern um seinen Hauptwohnsitz waren vier Meter hoch und

einen Meter dick. Unter dem Gelände ließ Gaddafi von seinen Männern ein so ungeheuer großes Netz von Tunneln als Fluchtmöglichkeit errichten, dass man darin mit Golfcarts umherfahren konnte.<sup>9</sup> Ein unterirdisches Fernsehstudio stand bereit, damit sich der Diktator bei einer Belagerung an sein Volk wenden konnte.<sup>10</sup> In einem anderen Gaddafi-Anwesen in Tripolis befand sich hinter schweren Bunkertüren ein Operationssaal, damit das Leben des Diktators selbst während einer blutigen Revolution gerettet werden könnte. Das unterirdische Labyrinth dort war dermaßen weitläufig, dass ein Journalist es als »Irrgarten« bezeichnete.<sup>11</sup>

Ein von seiner rosigen Zukunft überzeugter Mann benötigt nicht mehrere Anwesen mit kilometerlangen unterirdischen Tunneln. Aber Gaddafi wusste, seine Zukunft war nicht sicher. Für Diktatoren ist es eine sehr reale Notwendigkeit, Schutzanlagen wie diese zu bauen. Ihre Bedrohungen sind gewaltig und konstant.

Am 15. Februar 2011 brachen in Libyens zweitgrößter Stadt Bengasi Proteste aus, nachdem das Regime einen Anwalt verhaftet hatte, der Opfer des Gefängnismassakers von 1996 vertrat.

In Gaddafis Libyen, wo oppositionelle Meinungen nicht geduldet wurden, war dies ein äußerst seltenes Zeichen für Dissens.<sup>12</sup> Der Panzer des Regimes bekam Risse und die Situation eskalierte rasch, denn der Widerstand wuchs und griff auf andere Städte über. Als Reaktion darauf hielt Gaddafi im Staatsfernsehen eine Rede, in der er schwor, »Libyen Haus für Haus zu säubern«.<sup>13</sup> »Ich werde das Land nicht verlassen«, sagte Gaddafi und fügte hinzu, er werde »als Märtyrer sterben«.<sup>14</sup>

Doch zu dem Zeitpunkt war Gaddafi immer noch zuversichtlich, nicht sterben zu müssen. Und obwohl die Rebellen inzwischen ganze Städte kontrollierten, blieben dem Regime ausreichend Offensivkräfte. Am 16. März näherten sich Gaddafis Truppen dem von Rebellen gehaltenen Bengasi und einer von Gaddafis Söhnen prahlte in einem Interview, dass »in 48 Stunden alles vorbei sein wird«.<sup>15</sup>

Nachdem Gaddafi seine Feinde als Ratten bezeichnet hatte, bestand nun die sehr reale Möglichkeit, dass vor den Augen der Weltöffentlichkeit ein Massenmord stattfinden würde.<sup>16</sup> Daher stimmte der UNO-Sicherheitsrat mit zehn zu null Stimmen dafür, »alle notwendigen Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung zu ergreifen«.<sup>17</sup> Das Ende hatte sich nun seit geraumer Zeit abgezeichnet, dies war der Anfang. Zwei Tage später flogen französische Kampffjets Angriffe auf das Regime, während Kriegsschiffe der US Navy Marschflugkörper abfeuerten, um libysche Luftabwehrsysteme zu neutralisieren. US-Präsident Barack Obama meldete sich dazu von einem Auslandsbesuch in Brasilien: »Wir können nicht tatenlos zusehen, wie ein Tyrann seinem Volk erklärt, es werde keine Gnade geben.«<sup>18</sup>

Als das Regime im Oktober schon stark geschwächt war und noch immer Bomben fielen, ahnte Gaddafi, dass der Moment gekommen war, den er schon lange gefürchtet hatte. Es gab keine gesicherten Anwesen mehr, keine Tunnel und keine Mauern, die den Diktator hätten schützen können. Stattdessen irrten Gaddafi und seine Unterstützer in der Küstenstadt Sirte, in deren Nähe der Diktator zur Welt gekommen war, von Haus zu Haus. Die Vorräte waren knapp und Gaddafis Bodyguards gezwungen, nach

Nudeln und Reis zu suchen. Gaddafi selbst war eindeutig verwirrt. »Warum gibt es kein Wasser? Warum gibt es keinen Strom?«, fragte er den Führer seiner Garde. Ein Fluchtversuch war riskant, aber die näher rückenden Rebellen und der ständige Beschuss machten es unmöglich, in Sirte zu bleiben. Schließlich stimmte Gaddafi widerwillig der Flucht zu. Ursprünglich sollte es im Schutz der Dunkelheit um drei Uhr nachts losgehen, doch der Konvoi aus etwa vierzig Fahrzeugen machte sich erst fünf Stunden später auf den Weg. Da war die Sonne bereits aufgegangen. Eine halbe Stunde nach Abfahrt wurde die Wagenkolonne von Raketen getroffen. Eine der Explosionen war so nah, dass der Airbag des Toyota Land Cruiser, in dem Gaddafi saß, ausgelöst wurde.<sup>19</sup> Man beschloss, zu Fuß weiterzuffließen. Nachdem sie ein Gehöft hinter sich gelassen hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich in einem übel riechenden Abwasserkanal zu verstecken.<sup>20</sup>

Nachdem die Rebellen ihn gefasst hatten, konnte er nicht begreifen, was geschah. Er war doch Oberst Muammar al-Gaddafi, der Pate von Libyen, der König der Könige von Afrika. Und, wie er sich selbst einmal beschrieb: der Führer, der in den Herzen aller Libyer lebte. »Was soll das? Was soll das, meine Söhne? Was macht ihr da?«, fragte Gaddafi.<sup>21</sup> Seine »Söhne« behandelten ihn unablässig brutal. Vom Mob geschlagen und mit einem Bajonett misshandelt, zeigen die letzten Aufnahmen von Gaddafi, wie er mit blutüberströmtem Kopf auf dem Dach eines Autos hockt und um Gnade bittet.<sup>22</sup>

Die Aufständischen feierten, den Diktator endlich in ihrer Gewalt zu haben. Eines der einprägsamsten Bilder des Bürgerkriegs zeigt einen jungen Rebellen, der auf den

Schultern seiner Kameraden getragen wird und eine goldene, mit kunstvollen Gravuren verzierte Pistole hochhält. Diese Waffe gehörte Gaddafi, angeblich ein Geschenk eines seiner Söhne.<sup>23</sup> Das nenne ich das goldene Paradoxon: Diktatoren können alle Insignien der Macht besitzen, sogar eine Pistole aus Gold, aber zum Zeitpunkt, da sie ihre Macht nutzen müssen, um sich selbst zu retten, ist es bereits zu spät. Ein Diktator kann sich nicht einmal mit einer goldenen Pistole retten. Für Gaddafi bedeutete diese Waffe nur so lange Macht, wie das Volk an diese glaubte. Als das vorbei war, nutzte die Golden Gun nichts mehr.

Am Ende dieses Tages, des 20. Oktober 2011, war die goldene Pistole verschwunden und der Diktator tot. Als letzte Demütigung wurde Gaddafi nicht einmal das im Islam übliche schnelle Begräbnis zuteil. Stattdessen stellte man seinen Leichnam mit nacktem Oberkörper in der Fleischkühlkammer eines örtlichen Einkaufszentrums öffentlich zur Schau.<sup>24</sup> Von einem Journalisten darauf angesprochen, antwortete ein Einheimischer, Gaddafi habe sein Schicksal selbst gewählt. »Wäre er ein guter Mensch gewesen, hätten wir ihn begraben«, sagte er.<sup>25</sup>

Und tatsächlich: Wäre Gaddafi ein guter Mensch gewesen oder auch nur ein demokratischer Regierungschef statt eines Diktators, hätte er vermutlich ein vollkommen anderes Ende genommen.

Tyrannentum ist riskant.

Laut einer Studie, in der untersucht wurde, wie 2790 Herrscher ihre Macht verloren, ging es 1925 (69 Prozent) nach ihrem Ausscheiden aus dem Amt gut. »Nur« etwa 23 Prozent wurden ins Exil geschickt, eingesperrt oder getötet.<sup>26</sup> Aber das betrifft alle Länder und alle politischen

Systeme. Konzentriert man sich allein auf personalistische Diktatoren – die Staatslenker mit der größten Machtkonzentration –, sind die Zahlen umgekehrt. 69 Prozent dieser Tyrannen werden ins Gefängnis gesperrt, ins Exil gezwungen oder getötet.<sup>27</sup> Die Chancen auf einen ruhigen Lebensabend sind schlechter als bei einem Münzwurf.

Ich beschäftige mich seit mehr als zehn Jahren mit Tyrannen und damit, wie sie an der Macht bleiben oder diese verlieren. An der Universität Oxford habe ich das Leben der Mitglieder des Politbüros der Kommunistischen Partei der Sowjetunion untersucht. Wer waren diese Leute? Wie konnten sie in einem derart feindseligen System an die Spitze gelangen? Und was war ihnen wichtig?

Nach meinem Abschluss in Oxford dachte ich, ich hätte genug davon, mir über Diktaturen Gedanken zu machen (und in staubigen Bibliotheken zu sitzen). Ich wollte die Welt sehen und beschloss, für eine Brauerei in der Demokratischen Republik Kongo zu arbeiten. Die unvergesslichsten Lektionen dort betrafen jedoch nicht Hopfen oder Gerste, sondern wie autoritäre Regime funktionieren – und wie viele Tyrannen ständig ein Leben auf Messers Schneide führen.

Am 30. Dezember 2013 war ich gerade in Lubumbashi, als bewaffnete Angreifer die Studios des staatlichen Rundfunks in Kinshasa stürmten. Die Männer brachten den Sender unter ihre Kontrolle und verkündeten eine an den Präsidenten Joseph Kabila gerichtete Botschaft. Sie erklärten ihm, er sei am Ende, seine Zeit sei abgelaufen. Während sie sprachen, griffen ihre Komplizen den wichtigsten Flughafen des Landes an. Auch ein Militärstützpunkt wurde getroffen.<sup>28</sup>

In Lubumbashi, auf der anderen Seite des Landes, waren zuverlässige Informationen nur schwer zu bekommen. »Haben Sie gehört, was in Kinshasa los ist?«, fragten Leute in der Brauerei. Während des Mittagessens versuchte ich herauszufinden, was genau vor sich ging. Niemand wusste etwas. Da die Gewalt weit weg zu sein schien, ging ich zurück ins Büro, das sich auf demselben Gelände befand wie mein Bungalow. An einem normalen Montag wäre dieser Spaziergang einer der schönsten Momente des Tages gewesen. Lubumbashi ist nicht gerade eine grüne Stadt, aber die Vegetation hier war üppig. Auf dem Weg staunte ich stets über die Größe der Palmen oder beobachtete außergewöhnliche Vögel über mir. Das alles ähnelte einer Oase.

An diesem Tag jedoch war es anders. Auf dem Rückweg zur Arbeit wurde die Stille von einem Knall gestört. Ein Schuss. Dann noch einer und noch einer, ein Rat-ta-ta von Schüssen aus drei Richtungen. Dann hörte ich etwas Größeres, eine Explosion. Eine Million Gedanken schossen mir durch den Kopf. Unwahrscheinlich, dass hinter den Mauern des Geländes eine verirrte Kugel zu einem Problem werden würde. Aber was, wenn diese Explosion von einem Mörser stammte? Noch so ein Schuss konnte ernsthaften Schaden anrichten, selbst wenn ich nicht das eigentliche Ziel war. Ich befand mich mehr als 1500 Kilometer von der deutschen Botschaft entfernt. Die Flughäfen waren geschlossen, Fliegen war also keine Option, falls sich die Lage verschlimmern sollte. Wenn wir evakuiert werden mussten, dann auf dem Landweg Richtung Süden, über die Grenze nach Sambia. Mittlerweile leicht panisch, drehte ich mich zu meinen Kollegen um und fragte: »Was sollen wir tun?« Die Antwort: »Nichts.« Ja, sie hatten die

Schüsse auch gehört, aber sie hatten schon früher Schüsse gehört, und nie war dem etwas wirklich Schlimmes gefolgt, warum also sollte das jetzt anders sein?

Und das war's. Für mich als Gast aus Europa und hinter Betonmauern existierte eine Isolierschicht zwischen der Gefahr und mir. Draußen, in der Stadt, hatten andere nicht so viel Glück.

Ich drehte mich also wieder um und arbeitete weiter.

Der Putschversuch in Kinshasa war von einem religiösen Führer initiiert – Paul-Joseph Mukungubila Mutombo – und das Militär attackierte nun seine Kirche in Lubumbashi.<sup>29</sup> Als dem selbst ernannten Propheten Mukungubila klar wurde, dass er keinen Erfolg haben würde, floh er mit fünf seiner achtzehn Frauen und zwölf seiner neunzehn Kinder aus dem Land.<sup>30</sup> Joseph Kabila, der das Land seit der Ermordung seines Vaters regiert hatte, blieb an der Macht.

Ich erinnere mich, dass mir die gelassenen Reaktionen der Menschen merkwürdig vorkamen. Sollte man nicht *irgendetwas* unternehmen? Andererseits, was kann man schon tun, wenn es um einen Kampf wie den von Mukungubila gegen Kabila geht? Nichts. Man kann nur abwarten, ob der Tyrann stürzt und damit den Weg frei macht für einen anderen Tyrannen.

Ein paar Monate später kehrte ich nach Europa zurück, aber dieser Tag ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Wie ist es möglich, dass einige Länder mit solcher Regelmäßigkeit schwere Instabilität erleben, dass sich das Volk derart daran gewöhnt hat? Warum hielt sich Kabila weitere fünf Jahre an der Macht? Wann verlieren Herrscher wie er die Macht? Und wenn, was passiert dann als Nächstes?

Ich beschloss zu erforschen, wie Diktatoren stürzen. In meiner Dissertation konzentrierte ich mich auf irreguläre Regierungswechsel wie den, den Mukungubila in der Demokratischen Republik Kongo versuchte. Seitdem habe ich mich nicht nur in der Forschung, sondern auch in multinationalen Unternehmen, Stiftungen und internationalen Organisationen wie der NATO und der OECD mit diesen Themen befasst. Dabei hat mich die Frage, wie Diktatoren stürzen, nicht losgelassen.

Im Oktober 1938, als Nazideutschland bereits Österreich annektiert und das Sudetenland besetzt hatte, hielt Winston Churchill eine Rede an die Bevölkerung der USA. Es war ein Ruf zu den Waffen:

Man sieht diese Diktatoren auf ihren Sockeln, umgeben von den Bajonetten ihrer Soldaten und den Knüppeln ihrer Polizei. Von allen Seiten werden sie von Massen bewaffneter Männer, Kanonen, Flugzeugen, Festungsanlagen und dergleichen bewacht – sie prahlen und rühmen sich vor der Welt, doch in ihren Herzen herrscht unausgesprochene Angst.<sup>31</sup>

Die meisten Menschen stellen sich im Zusammenhang mit dem Begriff Diktator einen Mann vor (und es ist auch fast immer ein Mann), der absolute Macht ausübt. Das ist ein Mythos. Kein politischer Führer hat jemals die absolute Macht besessen. Selbst die mächtigsten Diktatoren brauchen andere, um an der Macht zu bleiben. Um auf ihrem Sockel zu bleiben, müssen sie die Menschen kontrollieren, die ihnen am nächsten stehen. Tun sie das nicht, sind sie in unmittelbarer Gefahr.